

hängt weniger von der Quantität, sondern mehr von der Qualität ihrer Mitarbeiter, von deren Eignung und psychischen und spirituellen Verfassung ab. Die Ausbildungsinhalte orientieren noch zu wenig auf die Herausforderungen im Dienst. Die streng gehütete Wissenschaftlichkeit der Theologenausbildung ist nicht selten praxisfeindlich und verhindert zudem die nötige Annäherung der verschiedenen Verkündigungsdienste. Die kleiner werdende Kirche kann nur so viele hauptamtliche Stellen besetzen, wie sie Geld und geeignete Leute hat. Ein Konzentrationsprozeß in Städten und Dörfern ist unabdingbar. Regelmäßige wöchentliche gut besuchte Gottesdienste in drei Kirchen sind missionarisch wirksamer als neun schlecht besuchte Gottesdienste mit unregelmäßigen Zeiten. Eine große Reserve hat die evangelische Kirche in ihren Kirchenältesten und anderen willigen Gemeindegliedern. Die Möglichkeiten ihrer Anleitung und Zurüstung müssen verstärkt werden, damit auch sie die Weltwirklichkeit im Lichte der biblischen Botschaft deuten können. Die Aktivierung der Laien hilft der Sache der Kirche in zweifacher Weise: Sie können im äußeren Missionsfeld von Betrieb oder Schule Rede und Antwort stehen und so die Botschaft weitergeben. Und sie können weiter qualifiziert werden und schließlich verbindliche kirchliche Funktionen nebenberuflich übernehmen. Dabei muß auch der Weg bis zur vollwertigen Pfarramtübernahme im Wege der Weiterbildung eröffnet werden.

Konziliare Erfahrungen in Bossey

Von Brigitte Kahl

Das Ökumenische Institut Bossey, unweit von Genf am Fuße des Jura gelegen, wird oft als ein „Laboratorium der ökumenischen Bewegung“ bezeichnet. Und in der Tat: Hunderte Menschen aller Konfessionen, Regionen, Hautfarben kommen jedes Jahr zu Konferenzen, Seminaren und Informationsbesuchen hierher, um miteinander zu lernen, zu leben, Gottesdienst zu feiern – um Ökumene zu erproben, zu praktizieren, voranzubringen.

Eine in ihrer Art wohl einmalige Einrichtung ist dabei die sogenannte „Ökumenische Hochschule“, die – seit nunmehr bereits 35 Jahren – jeweils von Oktober bis Februar ca. 50 bis 60 junge Theologen, Pastoren und Laien aus aller Welt in einen akademischen Studienzyklus integriert, um einer heranwachsenden Generation verantwortlicher Kirchenmänner und -frauen ökumenisches Grundwissen und ökumenische Grunderfahrungen zu vermitteln, das Denken in ökumenischen Kategorien anzuerziehen und einzuprägen.

Laboratorien sind für die Wissenschaft unverzichtbar. Unter „Kleinfeld“bedingungen können hier größere Zusammenhänge erforscht, theoretische Entwürfe auf ihre Praxisfähigkeit überprüft werden. Insofern ist es eine geradezu spannende Frage, wie sich im überschaubaren und in vieler Beziehung als Teststand fast idealen Kontext der 35. Ökumenischen Hochschule 1986/87 jene neue Formel bewährt, die inzwischen zum festen Bestand der ökumenischen Insider-Sprache gehört: JPIC (sprich: dsche-pie-ei-sie), *Justice, Peace and Integrity of Creation*, zu deutsch Gerechtigkeit, Friede und Bewahrung der Schöpfung. Die drei Begriffe umreißen den Inhalt des „konziliaren Prozesses“, von dem in Vancouver 1983 erstmals die Rede war.

Um es gleich vorwegzunehmen: Als eine magische Zauberformel hat sich JPIC nicht erwiesen. Wohl gingen im Umfeld der 35. Hochschule, deren Thema „Evangelium und Kultur“ lautete, gewichtige Dinge in Sachen JPIC vor sich: Preman Niles aus Sri Lanka wurde im Herbst als verantwortlicher ÖRK-Stabsmitarbeiter für JPIC eingesetzt, wenig später fand Anfang November 1986 eine Konsultation in Glion zu diesem Thema statt, im Januar 1987 tagte der Zentrallausschuß in Genf, von dem eigentlich ein entscheidender Impuls in Richtung JPIC zu erwarten gewesen wäre. Dennoch hätte der Begriff JPIC in den Diskussionen wie im Lehrprogramm der Bossey-Studenten kaum eine nennenswerte Rolle gespielt, wären es nicht einige Europäer (namentlich aus der DDR und BRD) gewesen, die ihn mit einer gewissen Hartnäckigkeit immer wieder einbrachten.

So stand denn auch am Ende bei einer der Abschlusdarbietungen die Triade „Gerechtigkeit – Frieden – Bewahrung der Schöpfung“ sechssprachig und in dicken Lettern an der Wandtafel des großen Bossey-Hörsaales, geschrieben von einer Philippinin, einem Tamilen aus Sri Lanka,

inem Briten, einer US-Amerikanerin, einem Ghanesen, einer Schwedin, zwei Teilnehmern aus der BRD und DDR. Jedoch war dieses Ergebnis eines immerhin sechswöchigen Diskussionsprozesses der kleinen Gruppe mehr Vision und Provokation als Realität: vielleicht der keimhafte Beginn einer neuen Sichtweise, die allerdings zunächst einmal die enormen Schwierigkeiten gemeinsamen Redens über JPIC sehen gelehrt hatte.

Für diese Schwierigkeiten gibt es verschiedene und zum Teil sehr komplexe Ursachen, die differenziert zu bewerten sind. Drei davon sollen hier genannt werden.

Dringlichkeitsbewußtsein

Als erstes wurde unverkennbar deutlich, daß das Dringlichkeitsbewußtsein für die Alternative von globalem Untergang oder Überleben, das in Europa spätestens seit der Raketenstationierung gewachsen ist, anderswo in dieser Form keineswegs existiert. Sei es, daß man vollauf beschäftigt ist mit den sozialen, ökonomischen und politischen Problemen der eigenen Weltregion. Sei es, daß die Sorge um die Erhaltung der Kirche beziehungsweise der jeweiligen konfessionellen Gruppe gegenüber dem Ansturm der „Welt“ (des Säkularismus, der anderen Religionen, der konkurrierenden Konfession, des „Heidentums“, des Kommunismus) einen Großteil der Energie absorbiert. Das Ausmaß der übergreifenden Bedrohung, die alle und alles einschließt, ist ebensowenig wie das qualitativ Neue der gegenwärtigen Situation hinreichend bewußt. Über 40 Jahre nach dem ersten Atombombenabwurf lebt man subjektiv noch in der Ära „vor Hiroshima“.

Hinzu kommt, daß die geschützte Atmosphäre eines Schweizer „Château“ (das Ökumenische Institut ist in den Räumlichkeiten eines ehemaligen Landschlösschens untergebracht) diesem Erkenntnisprozeß sicher nicht direkt förderlich sein kann. In einem Land, wo „milk and money“ – Milch und Geld – in Strömen fließen, die Natur in Ordnung scheint (obwohl: Die Baseler Chemiekatastrophe Anfang November 1986 war ein nicht zu unterschätzender Schock für das Schweizer Sicherheits- und Selbstbewußtsein) und die Gewisheit des überlebenden A-, B- oder C-Krieges zum stillschweigenden Bestandteil des nationalen Credos gehört, wirken die drei Begriffe Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung mitunter merkwürdig deplaziert, fast unanständig. Wenn man in der Schweiz von Ungerechtigkeit, Ausplünderung, Unterdrückung redet, dann klingt das „wie mit Schokolade überzogen“, schrieb eine philippinische Pastorin in ihrer Seminararbeit...

Denken in globalen Zusammenhängen

Eine zweite Schwierigkeit beim Buchstabieren von JPIC war die mangelnde Faktenkenntnis, das noch kaum ausgebildete Denken in Welt- und Sachzusammenhängen. Welche Rolle ökonomische Faktoren spielen, was es mit der bestehenden Weltwirtschaftsordnung auf sich hat, inwiefern Rüstung, Unterentwicklung und Umweltzerstörung zusammengehören, die Waffenberge in Europa und die Schuldenberge der „Dritten Welt“ etwas miteinander zu tun haben: Alle diese Elementarzusammenhänge zwischen Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung sind offensichtlich bislang nur das Exklusiv-Wissen einer ver-

schwindenden Minorität der Weltbevölkerung. Während die wirtschaftlichen, politischen, militärischen und ökologischen Globalmechanismen der Zerstörung schon lange und mit beängstigender Perfektion funktionieren, sind Gegenbewußtsein und Gegenaktivität noch weithin atomisiert.

JPIC als weltweite Bewegung gegen den Selbstlauf der Vernichtung hat nur dann eine Chance, wenn es gelingt, diese Aufgliederung des Weltbildes, die von den Massenmedien völlig unhinterfragt Tag für Tag reproduziert wird, zu überwinden. Aus der Flut der scheinbar zusammenhanglosen Detailinformationen sind die Einzelteile eines globalen Puzzles zu identifizieren und ineinanderzufügen, um die weltumspannenden Wirk-Zusammenhänge sichtbar zu machen. Auf Leben oder Tod steht dabei die Menschheit in einem gigantischen Wettlauf mit der Zeit: Noch vor Ablauf der Gnadenfrist gilt es, fast wie im Märchen, den „Namen“ herauszufinden, die bislang vorwiegend anonym operierenden Mächte und Mechanismen der Zerstörung zu benennen und dingfest zu machen – dann erst wäre der Bann gebrochen.

„One world“ (eine Welt) als ökumenisches Programm-Wort, dessen Realität in Bossey zur vielschichtig-unvergeßlichen Erfahrung wurde, muß also in Zukunft noch mit sehr viel mehr Substanz gefüllt werden. Allerdings ist dabei ein Problem zu bedenken, das sicher nicht unwesentlich zur Zurückhaltung von Vertretern der „Dritten Welt“ gegenüber dem JPIC-Begriff beiträgt. „Globalismus“ ist gegenwärtig in der Ökumene ein eher beargwöhnter Begriff; man assoziiert europäischen Kolonialismus und Supermentalität. Der Gegenteil geht in Richtung „Kontextualisierung“ und „Indigenisierung“. Dies bedeutet Ernstnehmen der je eigenen Kultur, Tradition und Spezifik der einzelnen Regionen, das dringend notwendig und unumgänglich ist. Andererseits entstehen deutlich bestimmte psychologische Barrieren gegen jene großen Formeln, mit denen erneut Europäer als Lehrmeister der übrigen auftreten und die Welt „im Griff“ haben – und sei es auch nur in Begriffen.

An dieser Stelle wird sehr viel davon abhängen, inwieweit es glaubwürdig und einsichtig zu machen gelingt, daß JPIC die „kleinen“, konkreten Probleme und das unmittelbare Engagement „vor Ort“ nicht ab-, sondern gerade aufwertet. In der Eigenständigkeit und -wertigkeit des Lokalen gilt es, seine Verwobenheit in die globalen Interdependenzen aufzuweisen. JPIC kann nur in der dialektischen Spannung von regionaler und ökumenischer Dimension entfaltet und beieinandergehalten werden.

Spiritualität

Jedoch ist vor allem eine dritte entscheidende Frage zu beantworten. Weniger denn je scheint heute in Genf geklärt, wie es denn mit dem Verhältnis von Theologie und Politik überhaupt steht, was eigentlich Ökumene heißt: die Vielzahl der Konfessionen oder das Ganze der bewohnten Erde.

Sicher will sich von den Architekten der vieldiskutierten Lima-Erklärung über Taufe, Eucharistie und Amt („BEM“) niemand auf eine Alternative zu JPIC einlassen. Dennoch sind die Akzente so unterschiedlich gesetzt, daß in Bossey eine lebhaftige Kontroverse „BEM contra JPIC“ in Gang

kam. Geht es heute wirklich, so fragten die einen, in der ökumenischen Bewegung ernstlich und entscheidend um die Konvergenz der einzelnen christlichen Traditionsstränge und Konfessionen – oder nicht eher um die Suche nach einer gemeinsamen Überlebensstrategie für die tödlich bedrohte Menschheit? Läßt sich beides integrieren, oder bedeutet angesichts der realen Weltsituation BEM einen unverantwortlichen theologischen Luxus? Nicht weniger massiv kontertten die BEM-Befürworter: Ist nicht die Einheit der Kirche Voraussetzung für die Einheit der Menschheit? Und wie steht es überhaupt mit dem spezifisch Christlichen bei JPIC, wo bleibt bei soviel Politik der Glaube?

Diese Debatte spiegelt, so scheint es, verhältnismäßig realistisch den gegenwärtigen Diskussionsstand im Ökumenischen Rat der Kirchen wider. Der Begriff der „Spiritualität“ ist häufig zu hören, man spricht von einer Neuentdeckung des dritten Artikels (wie auch des ersten) und von Korrektur alles „einseitigen Christozentrismus“ samt seinen „politischen Implikationen“. Dieser Trend wird voraussichtlich Vorbereitung und Thema der nächsten ÖRK-Vollversammlung 1991 in Canberra/Australien wesentlich bestimmen.

Viele Faktoren kommen dabei zusammen. Die permanenten Vorwürfe wegen einer angeblichen „Überpolitisierung“ des Rates (im Klartext: Antirassismusprogramm, Nicaragua-Solidarität usw.) spielen ebenso eine Rolle wie Dialog- und Integrationsbemühungen in Richtung evangelikaler Bewegungen. Auf einer anderen Ebene ist das Gewicht der Orthodoxie mit ihrem Drängen auf trinitarische Ausrichtung in Rechnung zu stellen. Nicht zu unterschätzen ist ferner auch, wie in Bossey Situationsberichte aus Afrika, dem Südpazifik und Lateinamerika erbrachten, der weltweite Vormarsch finanzkräftiger Sekten vorwiegend nordamerikanischer Provenienz, die auf dezidierte Weise ein Evangelium der Weltabgewandtheit verkünden, alles Böse im Kommunismus lokalisieren und den atomaren Weltuntergang als Teil des göttlichen Heilsplanes für die Auserwählten bereits programmiert haben.

Dies alles läßt einsichtig werden, weshalb die Bedeutung des dritten Artikels gegenwärtig wächst. Allerdings müßte eines geklärt werden: Geht es um Spiritualität abstrakt und „an sich“, oder aber ist noch jene „Spiritualität für den Kampf“ (*spirituality for combat*) gemeint, von der in Nairobi 1975 die Rede war – eine Spiritualität, die gerade auch für den Kampf um Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung von entscheidender Wichtigkeit sein könnte?

Welches Fazit läßt sich aus alledem ziehen? Bossey 1986/87 als Testmodell für die Denk- und Handlungsmuster der ökumenischen Gemeinschaft hat illusionäre Erwartungen im Blick auf JPIC enttäuscht, einen realistischen Enthusiasmus für das Tun des Notwendigen jedoch bestärkt. JPIC als ein Prozeß, der, formal gesehen, zunächst einmal auf die für 1990 geplante Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung hinzelt, wird nur dann etwas in Bewegung bringen, wenn die Schubkraft aus den ÖRK-Mitgliedskirchen selbst kommt. Andererseits: Es wird kein Weg an der spezifischen, in dieser Form von keiner anderen Region zu übernehmenden Verantwortung Europas vorbeiführen können.

Europäische Verantwortung und Glaubwürdigkeit

Dies klingt in einer Zeit der entschiedenen Abkehr vom „Eurozentrismus“, wo die neuen ökumenischen Landkarten in der Peters-Projektion die Kleinheit und Abseitigkeit dieses Kontinents erst so recht vor Augen führen, nicht sehr aktuell. Aber es wäre verheerend, wenn sich mit der Hinwendung zu den Problemen anderer Regionen, die mit historischer Notwendigkeit und Berechtigung von-statten gegangen ist, Europa auch aus seiner Verantwortung davonstehlen würde.

Wo anders als auf diesem Kontinent mit seiner jahrhundertelangen Erfahrung mit Weltkolonialismus, Weltkriegen, wirtschaftlichen Weltimperien sollte ein Bewußtsein für Weltzusammenhänge und Weltverantwortung entstehen können? Und zugleich: Wenn heute in Europa so viele Waffen und Risikofaktoren angehäuft sind wie nirgendwo sonst auf der Welt, die Atomraketen zweier Welt- und Militärsysteme sich auf Minutendistanz gegenüberstehen, wer anders als die Europäer sollte sich aus ureigenstem Interesse für die Beseitigung der Kriegsgefahr einsetzen, durch die mit Europa zugleich die ganze Welt bedroht ist? Wenn dieser Kontinent über alle Gegensätze und Konflikte hinweg, die ihn durchziehen, zu einem Friedenskонтinent würde, eine Friedenskultur zu entwickeln imstande wäre, dann hätte er damit einen entscheidenden Beitrag zum Überleben der Menschheit und zur Bewahrung der Schöpfung geleistet. Europa muß, im Interesse der Welt, zunächst seine eigenen Probleme lösen.

Allerdings kommt es dabei wesentlich auf die Glaubwürdigkeit in den Augen der „Dritten Welt“ an. Hier könnte eine der entscheidenden brückenbauenden Aufgaben für Kirchen und Ökumene liegen. Glaubwürdigkeit entsteht – bei aller Wichtigkeit der Fragen nach Lebensstil und Lebensgewohnheiten – sicher nicht dadurch, daß einige (West-)Europäer an den Fleischtöpfen des ökumenischen Tisches vegetarisch essen, um dadurch häuslicheren Umgang mit den Naturressourcen und ökologischen Pazifismus unter Beweis zu stellen. Besonders dann nicht, wenn sich damit eine mindestens unterschwellige Mißbilligung für die Unbefangenheit verbindet, mit der Leute aus der „Dritten Welt“, bei denen Fleisch zumeist ohnehin eine rare Delikatesse ist, ihren Broiler verzehren ...

Sondern Glaubwürdigkeit hätte wohl im Grundsätzlichen zu beginnen: bei einem Sich-Bewußtmachen und Eingestehen kirchlicher Mitschuld an allem Elend, das von Europa aus über die Welt gekommen ist, kommt und kommen könnte. Konziliare Bewegung in Europa müßte in irgendeiner Form als Bußbewegung ihren Anfang nehmen.

Nur so könnte deutlich werden, daß JPIC mehr ist als eine asketische Laune übersatter Wohlstands-Christen. Nur so wäre sichtbar zu machen, daß es für die um Frieden kämpfenden Europäer nicht darum geht, ihren exklusiven Himmel auf Erden, den sie in den Augen der „Dritten Welt“ schon jetzt haben, für immer zu behalten – auf Kosten der übrigen. Nicht die anderen müssen begreifen, daß unser Friedenskampf solidarisch mit ihrem Kampf um Gerechtigkeit ist – wir selbst müssen Mittel und Wege finden, um begreiflich zu machen, daß wir nicht nur unser eigenes Überleben meinen, sondern das Überleben und zugleich ein gerechteres, vernünftigeres Weiterleben für alle.

Im ökumenischen Sprachengewirr fällt auf, daß der Begriff der Buße sehr selten gebraucht wird, es sei denn auf deutsch. Auch wenn die Bedeutung der deutschen Sprache im Ökumenischen Rat der Kirchen immer mehr abnimmt – Sache und Begriff der Buße sollten nicht in Vergessenheit geraten, obwohl (oder gerade weil) sie auf spezifische Art mit jenem Bekenntnis verbunden sind, das deutsche Kirchen angesichts des faschistischen Holocaust abgelegt beziehungsweise abzulegen versäumt haben. Wenn eine Wiederholung deutscher Geschichte heute aller Voraussicht nach den globalen Holocaust bedeuten würde, wenn das Überleben der Menschheit gegenwärtig insgesamt ein Umdenken, eine Umkehr erfordert: Sollten nicht gerade Kirchen und Ökumene dazu fähig sein, die befreiende Möglichkeit solchen Eingestehens und Abgehens von falschen Wegen an sich selbst glaubhaft zu machen?

Das zweite Element europäischer Glaubwürdigkeit könnte aus dieser Erneuerung folgen und hätte wohl unbedingte Sachkonzentration zu sein. Wenn man ein halbes Jahr lang mit 60 Menschen aus 35 Ländern und fünf Kontinenten zusammengelebt hat – einem Mikromodell der Menschheitsfamilie in ihrer ganzen Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit –, dann weiß man einerseits, daß ein globales Miteinander nicht nur möglich, sondern eine ungeheure Bereicherung für alle ist.

Andererseits schärft das Kennenlernen einer solchen für die Kirchen- beziehungsweise auch Weltgemeinschaft durchaus repräsentativen Gruppe den Blick dafür, wie sehr periphere Zweit- und Drittrangigkeiten ins Zentrum rücken, wie stark kulturelle, institutionelle, konfessionelle Selbstbezogenheit und Selbstbewegung vom Übergreifenden ablenken können. Konziliare Bewegung auf dem europäischen Kontinent, der nicht nur in sich tief zerspalten ist, sondern auch viel zur Zerspaltenheit der Welt beigetragen hat, müßte auf glaubwürdige Art demonstrieren, wie man trotz prinzipieller Konflikte und Andersartigkeiten in entscheidenden Dingen und um entscheidender Dinge willen zusammengehen kann.

Der Testfall konziliaren JPIC-Engagements ist nicht die Homogenität, sondern gerade die Heterogenität der darin integrierten Kirchen, Gruppen, Einzelstandpunkte; nicht um Verdrängung und Verschleierung der existierenden Gegensätze und Konflikte geht es (was ein häufiges ökumenisches Mißverständnis von „Versöhnung“ ist), sondern um ein radikal sachorientiertes Zusammengehen unter Absehung von allem taktischen und prozeduralen Kalkül, allem Wortstreit. Wenn Kirche, wenn Ökumene in diesem Sinne fähig würde, über ihren eigenen Schatten zu springen und Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung vor allen Verfahrens- und Repräsentationsfragen als Punkt Nr. 1 ihrer Tagesordnung voranzustellen, könnte JPIC nicht nur zu einem Lern-, sondern auch zu einem Beispielprozeß werden. Die für 1989 geplante Versammlung der Konferenz Europäischer Kirchen in Coventry wird hier ein Signal zu geben haben.

Der Abschlußgottesdienst in Bossey fand auf Wunsch der Studenten ohne Abendmahl statt. Das Schmerzhaftes dieses Tatbestandes erschien der Gruppe akzeptabler als eine unvollständige Tischgemeinschaft. Was aber bedeutet es – und dies gehört zu den bohrenden Nach-Bossey-Fragen, daß

wir als Lutheraner, Reformierte, Anglikaner, Orthodoxe, Katholiken für ein halbes Jahr lang miteinander gelebt und gelernt, Bibel gelesen, Theologie getrieben und Gottesdienst gefeiert haben, daß wir außerdem, ob wir aus Afrika oder Asien, Australien, Amerika oder Europa kamen, alle unter der gleichen Todesbedrohtheit leben: ohne indes fähig zu sein, uns gemeinsam an jenem Tisch zu versammeln, der einmal offen war für Zöllner, Sünder und Heiden – am Tische jenes Herrn, zu dem wir uns gemeinsam als Herrn des Lebens bekennen?

Unsere Worte drohen leer zu werden. Die Zeit drängt. Sind wir als Kirchen bereit, umzukehren und unseren ganzen Selbst-Einsatz dafür aufzubringen, daß die Menschheit ihr Gemeinsames nicht erst im Augenblick der Vernichtung erkennt?

Die religiöse Situation in Japan

mit besonderer Berücksichtigung des Yasukuni-Schreins

Von Naozumi Eto

I. Allgemeine Informationen über Japan

Der japanische Inselbogen besteht aus vier großen (Hönshu, Kyushu, Shikoku und Hokkaido) und Tausenden von kleinen Inseln, die zwischen dem asiatischen Festland und dem Stillen Ozean liegen. Der Archipel erstreckt sich ungefähr 2880 km von Nordosten nach Südwesten. Das Klima ist unterschiedlich, im allgemeinen aber gemäßigt mit sowohl maritimen als auch kontinentalen Einflüssen. Mit Ausnahme von Okinawa sind die Jahreszeiten ausgeprägt.

Das ganze Land ist so bergig, daß nur auf knapp einem Fünftel der Fläche Landwirtschaft betrieben werden kann; im übrigen beschränkt sich die wirtschaftliche Nutzung auf Waldbau, Bergbau und Wasserkraft. Schon auf die gesamte Fläche bezogen ist die Bevölkerungsdichte groß; die Überbevölkerung wird aber noch deutlicher, wenn nur das bewohnbare Land berücksichtigt wird. Ein Zehntel der Gesamtbevölkerung wohnt im Großraum Tokio.

Ein weiteres, wichtiges Charakteristikum der geographischen Situation ist Japans ziemlich isolierte Lage. Über 160 km trennen die japanischen Hauptinseln von Korea. Das ist ungefähr fünfmal die Breite des Ärmelkanals, der die Britischen Inseln vom europäischen Festland trennt. Die ungefähr 720 km offene See zwischen Japan und China waren in alten Zeiten eine Riesentfernung. So war Japan die längste Zeit seiner Geschichte vielleicht das isolierteste größere Land der Welt.